

Fakultätsübergreifende Psychotherapieforschung

New Medical Humanities und Phänomenologie als Grundlagenwissenschaften

Das neue Psychotherapiegesetz von 2024 beinhaltet die Akademisierung von Psychotherapie und Psychotherapieausbildung. Um die Qualität als auch die Quantität des Studienangebots zu gewährleisten, sollen an öffentlichen Universitäten mehrere Professuren für Psychotherapieforschung eingerichtet werden. Angesichts der weltweit einzigartigen Diversität des psychotherapeutischen Angebots in Österreich, das in vier Cluster zusammengefasst ist¹, drängt sich die Frage auf: An welcher Fakultät sollen entsprechende Professuren eingerichtet werden? Anstatt diesen Akademisierungsprozess als Startschuss für disziplinäre Grabenkämpfe zu verstehen, möchten wir einige Ideen umreißen, Psychotherapieforschung fakultätsübergreifend zu institutionalisieren.

Abseits von machtpolitischen und ressourcenallokativen Erwägungen sprechen hierfür unserer Meinung nach insbesondere inhaltliche Gründe. Im Folgenden möchten wir wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Aspekten nachgehen, die von der anthropologischen Frage nach der *conditio humana*, dem »Wesen unseres Menschseins«, motiviert sind. Das Anliegen dieser Grundlagenreflexion ist es, einen offenen Horizont für eine disziplinübergreifende, integrative und kooperative Psychotherapieforschung zu umreißen.

Der Vorschlag, Psychotherapieforschung fakultätsübergreifend zu institutionalisieren, baut auf einem zentralen Grundgedanken des Psychiaters und Philosophen Karl Jaspers auf. Mit diesem verstehen wir das Gefüge wissenschaftlicher Disziplinen als »Teamarbeit« bzw. als »mehrperspektivische Arbeitsteilung«. Dieser Ansatz basiert auf der Idee der Methodenpartikularität und -pluralität aus Jaspers' Allgemeiner Psychopathologie (1948, 36ff.): Da sich menschliche Erfahrungen im Allgemei-

nen und psychische Erkrankungen im Besonderen nicht exklusiv aus nur einer wissenschaftlichen Perspektive fassen lassen, bedarf es eines umfassenden und integrativen wissenschaftstheoretischen Gefüges, das den Raum für Mehrperspektivität und die ebenbürtige Validität wissenschaftlicher Rationalitäten offen hält (Rinofner-Kreidl 2008, Fuchs 2023). Da insbesondere psychische Erkrankungen sich nicht einfach auf eine Perspektive reduzieren und erschöpfend erklären und verstehen lassen, gilt es, einen gelingenden Dialog zwischen den Disziplinen und Bereichen zu schaffen. Was es mit einer solchen wissenschaftlichen Mehrperspektivität auf sich hat, sei kurz am Diskurs um Empathie, also ein für die psychotherapeutische Theorie und Praxis entscheidenden Begriff, entlang einer neurowissenschaftlichen und einer philosophischen Position veranschaulicht:

■ In seinem Beitrag *Two Routes to Empathy: Insights from Cognitive Science* betrachtet Alvin Goldman (2011) Empathie bevorzugt als neuronales Geschehen, wobei empathisches Verstehen meint, dass ich als Therapeut*in dasselbe Gefühl habe wie die Person mir gegenüber, die ich verstehen möchte (Isomorphie).

■ Dagegen versteht Matthew Ratcliffe in *Empathy without Simulation* (2017) unter Empathie ein soziales Geschehen, nämlich ein kooperatives Explorieren der Wahrnehmungswelt einer anderen Person in einer Haltung der Offenheit für Differenzen. Empathisches Verstehen heißt nicht, dasselbe wie die zu verstehende Person zu fühlen, sondern komplementär dazu (Heteromorphie).

Während der erste Beitrag objektivierend und neurowissenschaftlich argumentiert, bietet der zweite einen subjektorientierten und interaktionistischen Zugang. Genau genommen ergänzen sich beide Beiträge und heben unterschiedliche Aspekte an der Empathie hervor. Mehrperspektivität heißt dementsprechend: »Jede methodische Perspektive hat ihre Stärken, d.h. bestimmte Aspekte, die sie genauer und effektiver erfasst als andere Methoden, und jede Perspektive hat ihre Schwächen, d.h. Aspekte, die sie nicht erfasst« (Fuchs 2023, 33).

¹ Die vier Cluster lauten: (1) Humanistische Therapie, (2) Psychoanalytisch-Psychodynamische Therapie, (3) Systemische Therapie und (4) Verhaltenstherapie.



Um nun Psychotherapieforschung fakultätsübergreifend zu institutionalisieren, gilt es verschiedene wissenschaftliche Rationalitäten – einen lebens- und naturwissenschaftlichen, einen geistes- und einen sozialwissenschaftlichen »Denkstil« (Fleck 2011) – nicht einfach nur unvermittelt nebeneinander anzuerkennen, sondern sie miteinander zu vermitteln. Hierzu bedarf es einerseits eines integrativen Rahmens sowie andererseits eines soliden metatheoretischen Fundaments. Vor diesem Hintergrund möchten wir die »New Medical Humanities« und eine damit verbundene »Phänomenologische Psychopathologie« als zeitgemäße Perspektiven vorschlagen (Fuchs und Thoma 2023; Stanghellini 2019).

Die »Medical Humanities« integrieren viele unterschiedliche Perspektiven aus der Theorie sowie der Praxis und führen zu einem Dialog auf Augenhöhe zwischen sonst oft institutionell klar abgetrennten Fächern (wie z.B. Medizin, Psychologie und Philosophie) und Bereichen (wie z.B. Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft). Dabei bieten die Medical Humanities eine historisch einzigartige Chance, da deren Institutionalisierung – anders als z.B. in den U.S.A. oder Großbritannien² – in den DACH-Ländern gerade erst Fahrt aufnimmt. Vor dem Hintergrund der Akademisierung der Psychotherapieforschung

plädieren wir dafür, die Medical Humanities phänomenologisch zu fundieren. Dies entspricht dem Kölner Modell der »New Medical Humanities«.³ Diese zielen auf eine einzigartige Kombination aus Fundierung durch die Tradition der Phänomenologie und der Phänomenologischen Anthropologie bei zeitgemäßer Integration unterschiedlichster Perspektiven und Methoden. Integration und Fundierung widersprechen sich dann nicht, wenn die Fundierung den wissenschaftstheoretischen Möglichkeitsraum klärt. Genau hierin sehen wir einerseits ein Spezifikum eines kooperativen Austausches, andererseits aber auch die spezielle Kompetenz der phänomenologischen Philosophie, weshalb wir sie auch als »kooperative Grundlagenwissenschaft« positionieren wollen.

Zum Beispiel gibt es ganz unterschiedliche Definitionen von Krankheit (wie das subjektiv erfahrene Kranksein, die objektiv diagnostizierte Krankheit oder die sozial vermittelte Abweichung von der Norm), die eine integrative Perspektive nicht einfach ausblenden kann, wenn denn der Dialog gelingen soll. Kurz: Nur ein solches Fundament kann zwischen erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen sowie anthropologischen Grundannahmen vermitteln. Entsprechend plädieren wir dafür, in einem solchen

Rahmen Philosophie, insbesondere die Phänomenologie, als Grundlagenwissenschaft für die mehrperspektivische Psychotherapieforschung zu verstehen. Phänomenologie versteht sich hierin nicht in einem traditionellen Sinne als abgehobene und hierarchische Instanz, die anderen Wissenschaft ihre Form diktiert, sondern als kooperative Wissenschaft, die im Austausch mit den Disziplinen einerseits selbst über die Themenbereiche lernt, andererseits die Wissensformen metatheoretisch miteinander vermittelt.

Eine solche Mehrperspektivität oder ein »explanatorischer Pluralismus« (Fuchs 2023, 31) verweisen aber auch auf eine anthropologische Fragestellung. Wenn wir psychische Erkrankungen bzw. menschliche Erfahrungen generell aus mehreren Perspektiven erforschen können, die einander wechselseitig ergänzen, was macht dann unser Menschsein insgesamt aus? Welches Verständnis von Menschen bzw. welche Menschenbilder sind wissenschaftlichen Rationalitäten in ihrer methodischen Engführung eingeschrieben? Hieran wird sich auch zeigen, wie wissenschafts-, erkenntnistheoretische und anthropologische Fragen miteinander verflochten sind.

² In den U.S.A. und UK sind die Medical Humanities nicht nur fest an den Universitäten verankert, sondern auch durch zahlreiche wissenschaftlichen Publikationsorgane etabliert, wie z.B. "Medical Humanities", das "Journal of Medical Humanities" oder den "Edinburgh Companion to the Critical Medical Humanities".

³ <https://husserl.phil-fak.uni-koeln.de/projekte/new-medical-humanities> bzw. https://artes.phil-fak.uni-koeln.de/sites/artesGS/023-024_artesJahrbuch_v1.pdf

Das menschliche Verhalten, Erleben, Handeln, Denken und Fühlen lässt sich auf verschiedenen Analyse- und Erklärungsebenen erforschen: von Molekülen und neuronalen Netzwerken (biologischer Bereich) über Gewohnheiten, Bedürfnisse, Ziele und Selbstregulationsprozesse (psychische Domäne) bis zu interpersonellen Verhältnissen, Organisationen und Kulturen (sozialer Kontext) (Fraissl 2022, 122). All diese Ebenen können potentiell relevant werden, um psychische Erkrankungen und menschliche Erfahrungen generell angemessen in den Blick zu bekommen. Wenn diese verschiedenen Ebenen auf nur eine reduziert werden würde, entstünde forschungslogisch ein »nothing-but-ism« (»dieses ist eigentlich nichts anderes als jenes«; Machamer & Sytsma 2007, 204) und anthropologisch ein eindimensionales Menschenbild. Der Mensch mit seinen mannigfachen Bedingungen und Bedingtheiten lässt sich nicht hinreichend mit nur einer Ebene, einer Perspektive, einer Methode oder einem Denkstil beschreiben und erklären. Hinzu kommt, dass Menschen in der Psychotherapieforschung nicht nur Forschungsobjekte sind, sondern immer auch Subjekte, die sich in der Regel zu ihren Bedingungen und Bedingtheiten verhalten können (Frankfurt 1971). Dank ihrer erstpersonalen Freiheit können Menschen einerseits wissenschaftliche Befunde willentlich verändern (durch Täuschung, Hinterfragen des Untersuchungszwecks, etc.) und andererseits erwünschte Veränderungen im Verhalten und Erleben ansteuern – was die Grundlage für die praktische psychotherapeutische Arbeit darstellt (Ruthemann 2021, 122). Man ist daher gut beraten, die lebensweltliche Subjektivität, das Personsein und die Autonomie der Menschen auch in der Forschung zu berücksichtigen und nicht durch eine Vorfestlegung auf eine als Mainstream wahrgenommene Forschungsrationalität von Beginn an auszuklammern.

Ein phänomenologischer Ansatz bietet sich für die Grundlegung der Psychotherapieforschung aus mehreren Gründen an, insbesondere auch für fakultätsübergreifende Projekte. Phänomenologie, verstanden als »die systematische Wissenschaft der subjektiven Erfahrung und ihrer grundlegenden Strukturen« (Fuchs 2015, 801), ermöglicht es, die verschiedenen wissenschaftlichen Rationalitäten miteinander zu verbinden, indem sie den Erfahrungsraum des Menschen in den Vordergrund stellt. Charakteristisch für ihren Denkstil ist der Fokus auf die Perspektive der Erfahrung, Lebenswelt, Leiblichkeit, und ihr dezidiert Antireduktionismus. Der phänomenologische Begriff des »Leibes« als »verkörpertes Subjekt« (Fuchs 2023), das nicht isoliert von seiner Umwelt zu verstehen ist, sondern als Teil eines ständigen Wechselspiels von Wahrnehmung, Körperlichkeit und sozialer Eingebundenheit, trägt zur Vermeidung reduktionistischer Ansätze bei, indem er sowohl die neurobiologischen Prozesse als auch die subjektiven und sozialen Dimensionen des Erlebens integriert. Dieser Ansatz hebt die Notwendigkeit hervor, dass eine zeitgemäße Psychotherapieforschung nicht nur die objektivierbare Ebene des Menschen (z.B. durch neurowissenschaftliche Zugänge), sondern auch dessen subjektive Weltbezüge berücksichtigt. In diesem Sinne könnte eine fakultätsübergreifende Forschung von einer phänomenologischen Grundlagenwissenschaft profitieren, da diese die verschiedenen Perspektiven von Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften in einem kohärenten, erfahrungsnahen Rahmen zusammenführt und die Mehrperspektivität menschlicher Existenz widerspiegelt.

Vor diesem Hintergrund möchten wir einige Eckpunkte für eine moderne und mehrperspektivische Psychotherapieforschung formulieren. An erster Stelle steht der Anspruch, dass Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie und Anthropologie einen gewichtigen Raum in Forschung und Curricula einnehmen. Philosophie, insbesondere Phänomenologie, bieten sich hierin als kooperative Grundlagenwissenschaft an, die in einem Teamgefüge mit anderen Disziplinen begriffliche Klärungen anbieten kann. In diesem Sinne möchten wir auch für einen entsprechenden institutionellen Einbezug der Philosophie plädieren. Ein weiteres Postulat betrifft das implizit leitende Menschenbild. Für eine moderne Psychotherapieforschung ist es zentral, das implizite Menschenbild mitzudenken, das in den Theorien und der Forschungsrationale wirkt und sich manifestiert. Entgegen szientistischer oder technizistischer Engführungen gilt es, Menschen als würdevolle, selbstbestimmte Mitmenschen in einer sozialen Umwelt und Einbettung zu verstehen. Ein »emanzipativer Humanismus« versteht Psychotherapie nicht als Reparaturinszenierung für einen kapitalistischen Betrieb, sondern als gesellschaftliche Praxis, die Mitmenschen zur Reflexion auf die eigenen Lebensbedingungen anstiftet und zur Selbstbestimmung ermutigt.

Abschließend möchten wir noch einmal festhalten, dass wir mit diesem kurzen Positionspapier einige Ideen für eine moderne Psychotherapieforschung umreißen wollen, die einen Horizont für die Vielfalt der Psychotherapieansätze, Therapiestile und wissenschaftlicher Denkstile offenhält. Wir möchten diese Ideen einem größeren wissenschaftsaffinen Fachpublikum in der Absicht vorstellen, dass Kolleg*innen, aber vor allem auch universitäre und außeruniversitäre Entscheidungsträger*innen, solche Ideen unterstützen, mittragen und in eigenständiger Weise Mosaiksteine zum großen Ganzen beizutragen: die Vielfalt der Psychotherapie in Österreich in einer modernen Variante zu erhalten.



Mag. Dr. Florian Schmidberger, Bakk. MSc

Psychotherapeut in freier Praxis, Vortragender an mehreren Universitäten (Wien, Krems)



Dr. Erik Norman Dzwiza-Ohlsen

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Husserl-Archiv der Universität zu Köln



Dr. David Fraissl, BA BSc MA MSc

Lektor Fakultät für Philosophie und Bildungswissenschaft, Institut für Philosophie, Tätigkeit in Bereichen Philosophie, Psychologie, Ethik, Fachdidaktik und Psychotherapie



Mag. Mag. Dr. Markus Böckle, MSc

Leitung Department für Wissenschaft und Forschung des ÖBVP, Senior PostDoc an der Karl Landsteiner Privatuniversität Krems im Department für Psychiatrie und Psychotherapie



Prof. Dr. med. Dr. phil. Thomas Fuchs

Universitätsklinikum Heidelberg – Karl Jaspers-Proessur für Philosophische Grundlagen der Psychiatrie und Psychotherapie, Universität Heidelberg, Oberarzt an der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie

LITERATUR:

Fleck, L. (2011). Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse. Berlin: Suhrkamp.

Fraissl, D. (2022). Psychologische Bildung. Eine Annäherung. Wien: Springer.

Frankfurt, H.G. (1971). Freedom of the Will and the Concept of a Person. In: The Journal of Philosophy 68 (1), 5–20.

Fuchs, T. (2023). Psychiatrie als Beziehungsmedizin. Ein ökologisches Paradigma. Stuttgart: Kohlhammer.

Fuchs, T., & Thoma, S. (2023). [D. Wirkfelder Phänomenologie] IV. Psychologie und Psychiatrie. In E. Alloa, T. Breyer, & E. Caminada (Hrsg.), Handbuch Phänomenologie (S. 316-332). Tübingen: Mohr Siebeck.

Goldman, A. (2011). Two Routes to Empathy: Insights from Cognitive Science. In A. Coplan, & P. Goldie, Empathy: Philosophical and Psychological Perspectives (S. 31-44). Oxford: Oxford University Press.

Jaspers, K. (1948). Allgemeine Psychopathologie. Berlin, Heidelberg: Springer.

Machamer, P. & Sytsma, J. (2007). Neuroscience and Theoretical Psychology. What's to Worry About? Theory and Psychology 17 (2), 199-216.

Ratcliffe, M. (2017). Empathy without Simulation. In M. Summa, T. Fuchs, & L. Vanzago, Imagination and Social Perspectives: Approaches from Phenomenology and Psychopathology (S. 199-220). London: Routledge.

Rinofner-Kreidl, S. (2008). Zur Idee des Methodenpartikularismus in Jaspers' Allgemeiner Psychopathologie. In S. Rinofner-Kreidl, & H. A. Wiltche (Hrsg.), Karl Jaspers' Allgemeine Psychopathologie zwischen Wissenschaft, Philosophie und Praxis (S. 75-93). Würzburg: Königshausen & Neumann.

Ruthemann, U. (2021). Handlungsorientierte Psychologiedidaktik. In: Geiß, Paul Georg/Tulis, Maria (Hg.) Psychologie unterrichten. Fachdidaktische Grundlagen für Deutschland, Österreich und die Schweiz. Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich, 119–138.

Schmidberger, F., & Fuchs, T. (2023). Die „Phänomenologische Psychopathologie“ als Theorieangebot für den Humanistischen Cluster. ÖBVP News, S. 20-21.

Stanghellini, G., Broome, M., Fernandez, A., Fusar-Poli, P., Raballa, A., & Rosfort, R. (Hrsg.). (2019). Oxford Handbook of Phenomenological Psychopathology. Oxford: Oxford University Press.